Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 92 (1966)
Heft: 34

Rubrik: Limmat Spritzer

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 18.11.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

FRITZ HERDI

Limmat Spritzer

Kopfgeschüttelt...

Da leben ein paar nette Leute in einer ebenfalls netten Einbahnstraße eines leidlich netten Zürcher Quartiers. Ein üppiges, sechs Meter breites Trottoir zwischen den Häusern und der Straße. Auf dem straßenseitigen Teil stehen Bäume sowie eine Rundsäule – zwei Meter Durchmesser –, die einerseits mit Werbeplakaten beklebt ist und anderseits dem Elektrizitätswerk gehört.

Die netten Leute besitzen, was heute fast selbstverständlicher ist als das Gegenteil, einige Autos. Die parkieren sie zumindest tagsüber, zum Beispiel während der Mittagspause, auf dem sechs Meter breiten Trottoir parallel zur Straße in den Lücken zwischen der Säule und den diversen Bäumen. Der Mann, der mir das erzählt, hatte seinen Wagen seit acht Jahren regelmäßig dort stehn, ohne daß jemand protestierte, weder Publikum noch Polizei.

Doch eines schönen Tages geht das Theater los. Streifenwagen, Zeug und Sachen, Zettel hinterm Scheibenwischer, Vorsprechenmüssen bei der zuständigen Stelle wegen unerlaubten Parkierens und so weiter. Der Mann, der mir das erzählt, ist nicht direkt begeistert, aber er hält seine Zunge an der Kandare. Acht Jahre kein Mucks, und plötzlich – nein, keine Warnung! – im direkten Gang eine Buße? Die Polizei hat kein Interesse für den Hinweis. In den Autosendungen des Schweizer Radios hat die Kantonspolizei mehrmals davon gesprochen, man pflege ein Auge zuzudrücken, wenn ausreichend Platz für die Fußgänger auf dem Trottoir bleibe? Jetzt zeigt die Polizei Interesse. Nicht für das Sachliche, sondern für den Ausdruck ‹Kantonspolizei›. Denn der Mann spricht mit der Stadtpolizei, und die wird bös. Er möge, sagt sie, derartige Anspielungen bitteschön unterlassen; wenn er noch mehr einzuwenden habe, bestehe die Möglichkeit, ihn anhand einer Kartei auf acht Jahre rückwirkend zu büßen.

Der Mann legt die zwanzig Franken auf den Tisch. Beim Weggehen begegnet er einem Nachbarn. Dem ist gleiches Ungemach widerfahren. Er hat allerdings mit einem andern Sachbearbeiter verhandelt und gesagt, zwanzig Franken seien, wenn schon partout gebüßt werden müsse, unter den vorliegenden Umständen vielleicht doch etwas viel; die Hälfte täte es auch. Worauf der Sachbearbeiter die Buße um die Hälfte reduzierte.

Unser Mann wurde eine Spur sauer, als er die Geschichte von der Preisreduktion erfuhr. Aber schließlich: Pfeif die Wand an, wozu lange stürmen? Und dann kam der WK und so weiter und so fort. Mittlerweile gingen drei Monate durchs Land, respektive durch die Stadt Zürich. Als unser Mann anfangs August eines Morgens das Haus verließ, waren Arbeiter auf dem Trottoir beschäftigt. Sie fällten nicht etwa Bäume, sie rissen nicht etwa das Trottoir auf, nein. Sie malten vielmehr weiße Rechtecke auf die Plätzchen zwischen der Säule und den Bäumen. Genau, aber haargenau dort, wo während drei Wochen Bußenzettel geschrieben worden waren.

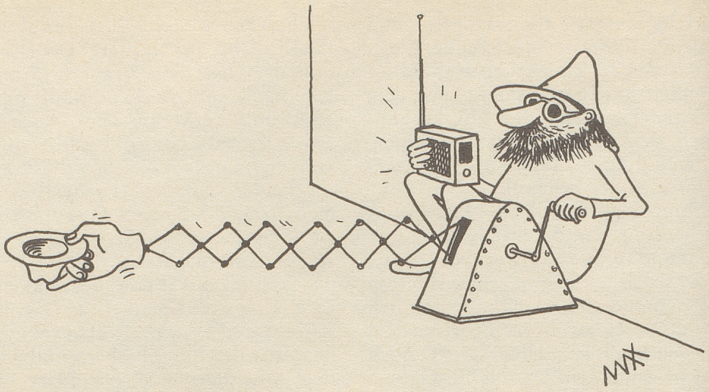
‹Himmel-und-Hölle›-Felder für die lieben Kleinen? Nicht doch, nicht doch! Sondern eindeutig: Parkplatzfelder. Unser Mann machte eine Rückfrage. O ja, vernahm er, man habe sich die Sache überlegt; die Zwischenräume seien gäbige Parkplätze, und die Fußgänger würden durch die Autos nicht geniert.

Also haben die Gebüßten ihr Geld zurückbekommen? Ja Kuchen! Schließlich dürfte ja eine dreiwöchige Bußensammlung just ausgereicht haben, um Arbeitskräfte und Farbmaterial für die Neuerung zu finanzieren!

Kopfstrapaziert...

Es könnte heißen: Wie froh ist mancher dann und wann, wenn er auch etwas dichten kann. Aber wahrscheinlich heißt es nicht genau so. Ich habe leider mein Busch-Brevier so gut versorgt, daß ich es nicht mehr finde. So genau kommt es zwar auch wieder nicht darauf an. Wenigstens mir nicht.

Jedenfalls ist der Drang, die Welt mit einem Verslein zu beglücken, ganz ungeheuer verbreitet. Die einen können es, die andern sollte man nicht unnötig dazu aufmuntern. Es bieten sich ohnehin sporadisch Gelegenheiten, ein poetisches Werklein im kleineren, privaten Kreis an den Mann und an die Frau zu bringen: Taufe, Hochzeitsfest, Liebesbriefwechsel und anderes.



Es gibt zürcherische Zeitungen, die ihren Teil ‹Lokales› grundsätzlich ohne Verse über die Runden jagen. Und das nur wegen der Gedichtlawine, die sonst hinterher auf sie zugerollt käme. Ausnahmen bestätigen die Regeln. Und es existiert tatsächlich eine Ausnahme: Gedichte erschienen, und flugs setzten sich die Leser an den Tisch, spitzten die Schreibmaschine, strapazierten den Kopf und ruhten nicht, bis mindestens drei Strophen und ein Titel auf dem Papier standen.

Eines davon habe ich neulich gedruckt im Blättchen gefunden. Da stand etwa: «Die Ruhe hat oft seine (seine?) Not, bewahre sich vor schnellem Tod.» Und über den Alltag: «Aber manchmal ist es sauer, besser wär's, man macht ein Blauer!» Woraus erhellt: Besser wär's mitunter auch, statt zu dichten einen Blauen (mit freundlichen Grüßen vom Wenfall!) zu machen.

Kopf verloren...

Der Zoologische Garten zerfällt in einen Zoo und in einen Logischen Garten. Außerdem sind Tiere drin, weshalb die Direktion des Zoos gelegentlich «An die Tierektion» adressierte Briefe erhält. Am meisten ziehen beim Publikum Affen und Elefanten. Aber kein Tier des Zürcher Zoos ist so berühmt geworden wie der ‹schwarze Panther›, der eigentlich nur ein Farbfehldruck aus dem Leopardenreich ist, ein sogenannter Schwärzling oder, feiner ausgedrückt und deshalb nicht jedem geläufig, ein Melanist. Lateinisch müßte man können, um zu entdecken, daß das griechisch ist!

Kurzum: Erstmals ist jetzt im Zürcher Zoo bei den schwarzen Panthern hausgemachter Nachwuchs eingetroffen. Ob sie es in Basel auch so weit gebracht haben, weiß ich nicht. Sicher ist, daß die Zürcher den Baslern vor Jahren ein Exemplar leihweise überließen, um im dortigen Panthergehege eine Pro-Baby-Aktion anzukurbeln.

Jawohl, das Exemplar wurde korrekt ausgeliehen und ist den Baslern nicht etwa zugelaufen. Anders stand es mit einer Schwarzpantherdame, die just in jenem Jahr Furore machte, als etwas nördlicher Braunpantherherren offiziell an die Macht kamen. «In einer schwarzen Panthernacht hat sie sich aus dem Staub gemacht», reimte damals einer witzig im Nebelspalter. Und genau so war es gewesen. Die Dame, aus der Wildnis ziemlich direkt nach Zürich verfrachtet, vertrug sich schlecht mit dem Schwarzpanthermännchen, mit dem sie sich im Zürcher Zoo zusammenzutun hatte. Sie riß aus, brachte ganz Zürich und die Presse sogar bis nach China in Aufruhr, tummelte sich in der Zürichberg- und in der Pfannenstielgegend.

Im Nebelspalter häuften sich die Scherze. Auf den Spruch des Krokodils, der Panthermann sei in letzter Zeit so gut aufgelegt, soll der Marabu grämlich gekrächzt haben: «Kein Wunder, die Frau ist ihm doch durchgebrannt.» Nach Wochen erst lief das schwarze Pantherweibchen dem Taglöhner und Sonderling Richard Müller von Walde im Sankt-gallischen in die Finger, der den Satz nicht kannte, man solle zu Tieren immer lieb sein und sein Mütchen an den Menschen kühlen. Er erlegte den Panther, briet daraus Leckerbissen in der Pfanne (worauf es hieß, endlich habe doch jemand einen genießbaren Zürcher gefunden), und erhielt, wenn ich richtig orientiert bin, erst noch vom Zoovorstand 200 Fränkli für die «Beseitigung einer Gefahr». So kam der Panther um seinen Kopf und der Sonderling – in Anlehnung an die Panzerjäger – zu seinem Uebernamen «Pantherjäger Müller».

Bezugsquellen durch: Brauerei Uster